Nr. 30 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Familie Oschke.

Erzählung von Fritz Skowronnek.

(Fortsetzung.)

Die Oschkes hatten die Haustür verriegelt, die Lampe ausgelöscht und waren zur Ruhe gegangen. Aber es war keine Ruhe. Der Mond schien hell durch das Fenster und malte auf dem Fußboden das Muster der Gardine. Wie immer lag das Unterbett und Kissen, auf dem das Kind schlief, zwischen ihnen. Er konnte nicht anders, er mußte mit der Hand darüber fahren. Dabei begegneten sich zwei Hände.

„Frau! . . . Auguste! . . .“

„Na ja . . . jetzt kannst Du klagen. . . . Und Du bist schuld daran! . . .“

. . . Da . . . war das nicht ein leises Klopfen an der Haustür? „Frau, es klopft!“

Sie fragte nicht, sie sprach nicht. . . . Mit beiden Füßen war sie aus dem Bett. . . . Mit zitternder Hand suchte sie den Riegel.

„Lotte . . . Lotte. . . . Wo kommst Du her?“

Ja, sie war wirklich da. . . . Sie war gekommen. . . . Allein hatte das Kind den Weg in der Nacht gemacht, hatte sich hinausgeschlichen, die schwere Haustür geöffnet. . . .

„Ich hab' mich so gebangt. . . . Den ganzen Nachmittag hab ich die Frau gebeten: wir wollen fahren. . . . Am nächsten Sonnabend! hat sie gesagt. . . . Da konnte ich nicht schlafen, da bin ich aufgestanden. . . . Ach, Mutter, ich will nicht in der Stadt bleiben, ich will bei Euch bleiben. . . . Jagt mich bloß nicht fort. . . .“

„Nein, mein Kind, Du bleibst bei uns. . . . Wir geben Dich nicht wieder nach der Stadt.“

Dabei streichelten sie beide das Kind, das zwischen ihnen lag und bald entschlummert war. Und wenn sich ihre Hände dabei trafen, dann fanden sie sich mit einem festen Druck. In ihm lag alles, was sie dachten und fühlten, Freude, Dank und ein festes Gelöbnis. . . .

Am anderen Morgen kam Frau Schirmer angefahren. Sie war herzensfroh darüber, daß sie Lotte wiederfand. Aber alle ihre Ueberredungskünste, das Kind wiederzubekommen, scheiterten. Frau Oschke fuhr mit ihr nach der Stadt und brachte Lottes Sachen heim. Am nächsten Tage wurde sie in die Dorfschule gebracht.

Zum 1. Juli zog in Karnelischen ein neuer Förster namens Rohrmoser ein. Die Stelle war viel begehrt, denn sie lag nur eine knappe Meile von der Stadt entfernt. Wer dorthin kam, brauchte seine Kinder nicht in der Stadt in Pension zu geben, sondern konnte sie täglich zu Wagen in die Schule schicken. Und Rohrmoser hatte drei Jungens, die alle das Gymnasium besuchen sollten. Er schaffte einen leichten Wagen und einen derben Bauernkunter an, mit dem seine Kinder täglich nach der Stadt fuhren. Bei der Bäckerfamilie Schirmer, die der Förster von früher kannte, aßen die Jungen zu Mittag. . . .

Es war im Herbst. Nach schweren Stürmen hatte sich der Altweibersommer eingestellt. Die Sonne lachte vom blauen Himmel. Langsam strich der Wind über die Stoppeln und ließ die weißen Fäden, die Luftschiffe der Wanderspinnen, gemächlich dahin fahren. . . . Da kam Frau Schirmer wieder.

Der Empfang war mehr als kühl, er war eisig. Lotte flüchtete sofort hinter die Schürze

Am alten Kanal in Aquileja.

der Pflegemutter und begann laut zu weinen, so daß Frau Oschke nicht umhin konnte, sie zu trösten. „Habe keine Angst, mein Kind, wir geben Dich nicht weg.“

„Haben Sie keine Angst, Frau Oschke, darum komme ich nicht.“

Jetzt erst trat der Mann hinzu, bot ihr die Hand und bat, Platz zu nehmen. „Womit kann ich dienen? Vielleicht ein paar neue, schöne Körbe?“

„Nein, Oschke, es handelt sich allerdings wieder um Lotte. Ich hab das Kind in mein Herz geschlossen und möchte ihm Gutes erweisen. Es soll doch nach der Stadt zur Schule gehen. Werden Sie nur nicht ungeduldig, liebe Frau Oschke. . . . Die Kleine soll alle Morgen mit Försters Jungen zur Stadt fahren und nachmittags zurückkommen. Mittag ißt sie bei mir. . . . Für Schulgeld und Kleidung komme ich auf. Na, was sagen Sie nun?“

Frau Oschke sagte nichts, aber sie dachte, daß die Bäckerfrau eine sehr raffinierte Person wäre. . . . Sie wollte doch nichts anderes, als das Kind allmählich an sich locken, an sich gewöhnen. . . . Und wenn es dann größer würde, dann überredete sie es, ganz bei ihr zu bleiben. Sie warf ihrem Mann einen zornigen Blick zu, denn er hatte sofort geantwortet: „Liebe Frau Schirmer. . . Unter diesen Umständen . . Das ist ja ganz was anderes, da wollen wir Lottes Glück nicht im Wege stehen. Na, Frau, was sagst Du dazu?“

„Ich will nicht!“

„Aber, liebe Frau Oschke, haben Sie doch ein Einsehen! Die Lotte bleibt ja bei Ihnen! Ich kann doch nicht uneigennütziger handeln, als ich tue. Nicht wahr, Herr Oschke? Sie müssen doch auch daran denken, was aus dem Kinde wird, wenn einer von Ihnen die Augen zumacht. . . Dann hat sie an mir den Rückhalt. . . Also besprechen Sie das in aller Ruhe und bringen Sie mir Antwort. . . Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.“

Es hatte noch einen harten Kampf zwischen dem Ehepaar gegeben. Frau Oschke vergaß sich dabei soweit, daß sie bei einer Entgegnung ihres Mannes höhnisch mit dem Zeigefinger an die Stirn pochte, um ihm anzudeuten, was sie nicht auszusprechen wagte, daß sein Verstand nicht hinreiche, die geheime Triebfeder der Frau Schirmer zu begreifen. Herr Oschke siegte erst, als er das Selbstbewußtsein seiner Frau reizte.

„Ich möchte mich in Deiner Stelle schämen, solche Angst zu zeigen. Hast Du denn wirklich Angst, daß die Frau Dir das Kind entfremdet? Ja, wenn Du sie schlagen oder schlecht behandeln würdest und die Frau würde ihr Zucker geben, dann könntest Du Angst haben. Aber gibt dem Kind Liebe, wie Du es bisher getan hast, dann geht es nicht von Deiner Hand.“

„Jetzt nicht, aber später. . . Wenn sie älter wird und in der Stadt als Fräulein auftreten kann, dann wird sie fühlen, daß wir nichts weiter sind als arme dumme Leute vom Dorf. „Wer sind deine Pflegeeltern,“ wird man sie fragen. „Der Korbflechter Oschke aus Karnelischken.“ „Der reiche Bäckermeister Schirmer“ klingt besser. . .“

Herr Oschke wollte nicht zeigen, daß ihn dieser Einwand nachdenklich machte. Er meinte nur, das würde schließlich an ihnen liegen, wenn

Lotte auf so dumme Gedanken käme. Da müßten sie freilich gut aufpassen, damit rechtzeitig Schluß gemacht werden könnte.

Die Frau gab schließlich den Kampf auf. Es geschah, wie Frau Schirmer vorgeschlagen hatte. Lotte fuhr jeden Tag mit den Försterjungen zur Stadt in die Schule, aß bei Schirmers Mittag und kam um fünf Uhr abends heim. Nur eins hatte sich Frau Oschke vorbehalten: Lotte zu kleiden. Sie hatte tief in ihre Sparbüchse, den im Strohsack liegenden Strumpf, gegriffen, war nach der Stadt gegangen und hatte Lotte von Kopf bis zu Fuß eingekleidet. Die Tochter des Bürgermeisters sah nicht feiner aus als das Findelkind. So wie Lotte nach Hause kam, kleidete sie sich um, zog ihr einfaches Kittelchen an und setzte sich an den Tisch, um Schularbeiten zu machen. Das war immer eine feierliche Stunde in dem kleinen Häuschen. Frau Oschke ließ ihre Holzpantoffeln an der Tür stehen und ging auf Strümpfen durch die Stube, und der Vater beschränkte sich an seiner Schnitzbank auf das notwendigste Geräusch. Und andächtig hörten sie zu, wenn Lotte einen Vers aus dem Gesangbuch laut las, um ihn sich einzuprägen. Mit zwei-, dreimal hatte sie ihn erfaßt.

Wenn sie ihre Schularbeiten gemacht hatte, packte sie sorgfältig ihre Bücher in den Ranzen und sprang hinaus. Ihr Weg ging niemals anderswohin als zur Försterei. Mit den Jungen, mit denen sie täglich zur Schule fuhr, hatte sie Freundschaft geschlossen. Besonders mit Hans, der zwei Jahre älter war als sie. Er kommandierte schon mit zehn Jahren die ganze Kinderschar des Dorfes. Er zog mit ihnen hinaus in den Wald, teilte sie in zwei Parteien, Räuber und Soldaten, Indianer und Trapper und leitete mit wilder Entschlossenheit seine Partei. Lotte war stets seine Squaw, die er aus den Händen der „Bleichgesichter" befreite und triumphierend in seinen Wigwam, eine aus Strauch und Moos errichtete Hütte, im Tannendickicht zurückführte.

* * *

So wuchs Lotte heran. Das Lernen war ihr ein Kinderspiel. Nur das Rechnen machte ihr manchmal Kopfzerbrechen. Dann nahm sie ihr Heft und lief hinüber zur Försterei, um sich bei Hans Hilfe zu holen. Er warf nur einen Blick auf die Aufgabe.

„Dumme Lotte, da mußt Du erst den Generalnenner suchen. Erst wollen wir mal die dicken Zahlen etwas runterdividieren. . . So... nun forsch! . . . Hast nun begriffen. . . ? . . ."

Die Pflegeeltern hatten gegen den regen Verkehr im Forsthause nichts einzuwenden. Frau Oschke fühlte es trotz ihrer Einfachheit mit feinem Takt heraus: das war etwas, was ihr gegen die Stadt half. Die Mädchen, mit denen sie zusammen zur Schule ging, waren Lotte gleichgültig. Sie war mit ihren Gedanken immer zu Hause. Sie brannte förmlich darauf, mit den Knaben davonzustürmen. Die „Tante Schirmer" hatte sie lieb; gewiß. Sie war so gut mit ihr, schenkte ihr, öfter als gerade nötig war, ein neues Kleid, ein Mäntelchen, eine Kapotte. . . Aber nur auf dringendes Bitten der Frau war sie ein paarmal über Sonntag in der Stadt geblieben.

Der Vater hatte, als sie größer und verständiger geworden war, mit ihr darüber gesprochen, daß Tante Schirmer so gut zu ihr sei. Ob sie vielleicht ihr schon gesagt hätte, sie möchte ganz bei ihr bleiben. Lotte nickte. „Ach ja, sie meint, ich soll ein feines Fräulein werden und bei ihr bleiben."

„Na, und was hast Du dazu gesagt?"

Lotte sah ihn vorwurfsvoll an. „Ich werde doch nicht von meinen Eltern zu fremden Leuten gehen?"

Das kam so schlicht und selbstverständlich heraus, daß Oschke sein Handwerkszeug beiseite warf, um Lotte schnell einen Kuß zu geben. Sie schüttelte erstaunt den Kopf.

„Hast Du denn wirklich Angst gehabt, Vater, daß ich Euch weglaufen werde?"

„Ja, sieh mal, Kind, manche Menschen werden durch das Lernen hochmütig. Du weißt jetzt schon viel mehr, als wir beide. . . Wir sind nur einfache Leute. . ."

„Aber Vater, was schadet das, wenn ich mehr lerne?"

Er streichelte ihr die Backen, die sich im Eifer der Rede gerötet hatten.

Mit vierzehn Jahren hatte Lotte die erste Klasse der Schule erreicht und ging zum Konfirmandenunterricht. Einige ihrer Paten, die an dem klugen Kinde Anteil nahmen, redeten den Pflegeeltern zu, sie Lehrerin werden zu lassen. Sie wollten dazu Beihilfen leisten. Die Gründe, die dafür vorgebracht wurden, mußte Frau Oschke als richtig anerkennen, so sehr sich ihr Herz dagegen sträubte. Sie sprach auch mit Lotte in diesem Sinn. So ähnlich, wie ihr Mann es zwei Jahre vorher getan hatte. Lotte ließ sie ausreden und schüttelte nur ab und zu den Kopf. Dann erwiderte sie:

„Ihr tut ja so, als ob es nur um mich ginge, an Euch denkt Ihr gar nicht. Meinst Du, ich sehe nicht, daß der Vater alt geworden ist, daß er keine Holzschuhe mehr schnitzt, weil ihm das zu schwer wird? Und ich weiß auch, daß Ihr Euch am Essen abspart, was Ihr für mich tut. Und da soll ich Euch noch einige Jahre zur Last fallen und nachher weggehen zu fremden Leuten? Nein, Mutter, das kannst Du nicht von mir verlangen. Ich weiß, was ich Euch schuldig bin."

„Aber, Kind, wie willst Du uns helfen?"

„Das hab ich mir schon zurechtgelegt. Ich lerne nach der Einsegnung die Schneiderei. Ein halbes Jahr werd' ich noch brauchen, mehr nicht. Dann bekomme ich Kundschaft. . . Wozu habe ich denn die vielen Paten? Daß ich eine gute Schulbildung genossen habe, wird mir bei meinen Kunden nichts schaden."

Frau Oschke strahlte vor Freude. Sie wußte dabei gar nicht, welche Anfechtungen Lotte durchzumachen hatte. Frau Schirmer hatte an dem Mädel einen Narren gefressen, wie man so zu sagen pflegt. Sie hoffte noch immer, Lotte für sich zu gewinnen. Sie war sowohl gegen das Lehrerinnenexamen wie gegen die Schneiderei. Sie habe gar nicht nötig, sich zu quälen, sie brauche nur bei ihr zu bleiben, um das schönste und bequemste Leben zu führen. Dann fiel Lotte ihr um den Hals, streichelte und küßte sie und bat sie, nicht böse zu sein, wenn sie es vorzöge, bei ihren Eltern zu bleiben.

Einmal hatte Frau Schirmer darauf gemeint, es wären doch nicht ihre Eltern, sondern nur Pflegeeltern. Da war Lotte böse geworden. „Gerade weil sie meine Pflegeeltern sind und mir von Klein auf Gutes erwiesen haben, muß ich ihnen dankbar sein."

Die Oschkes ahnten gar nicht, was sich in der Stadt abspielte. Und keiner wußte, daß eigentlich Hans die treibende Kraft bei Lottes Verhalten war. Er aß mit seinen Brüdern auch bei Schirmers Mittag, sah und hörte, was vorging. Sein redliches Herz empörte sich dagegen, daß Frau Schirmer Lotte den Pflegeeltern abspenstig machen wollte. Auf dem Rückwege hatte er einmal mit Lotte in seiner derben, energischen Manier gesprochen.

„Lotte, wenn Du das tust, was die Schirmersche Dir anträgt, dann sind wir geschiedene Leute. Sie hat Dich nur deswegen in die Stadt zur Schule gebracht, daß Du hochmütig werden und Deine Pflegeeltern verachten sollst. Na, Gottseidank, daß Du vernünftig geblieben bist! Das wäre ja noch schöner, wenn Du die Menschen, die sich das Brot vom Munde absparen, um es Dir zu geben, verlassen wolltest. Na, laß man, Lotte, ich schelte Dich ja nicht. Ich ärger' mich bloß über die Bäckersche. Und Lehrerin werden ist genau so eine Dummheit. Weißt was, Lotte? Du lernst die Schneiderei. Die bucklige Mamsell, die Finchen, verdient damit einen Haufen Geld. Zwei Mark und Essen auf den Tag, wenn sie in die Familien geht, und wenn sie zu Hause arbeitet, verdient sie noch mehr. Die hat schon Geld auf Zinsen ausstehen. Und was die kann, kannst Du noch lange."

Sie spielten schon lange nicht mehr Räuber und Soldat im Walde. Lotte hatte viel zu lernen, und Hans, der bereits vor der Versetzung nach der Prima stand, auch. Und Sonntags strich Hans mit der Flinte durch den Wald oder ging mit dem Vater auf die Jagd. Er wollte ein tüchtiger Forstmann werden. Der Vater hatte ihn schon bei dem Bataillon, bei dem er einst gedient, angemeldet. Jedes Jägerbataillon hat die Berechtigung, einen bis zwei Jäger, die sich gut führten und die nötige Schulbildung besaßen, zur Forstakademie zu schicken. Sie erhielten dort die Bezüge eines Oberjägers, Freikost, Wohnung und Bücher. So konnten sich auch arme, strebsame junge Menschen zur höheren Karriere durchringen. Sowie Hans das Abiturientenexamen bestanden hatte, trat er beim Militär ein. Dann hing es nur von seiner Tüchtigkeit ab, daß er auf die Akademie geschickt wurde.

Die Eltern waren natürlich auf den Jungen stolz. Und bei den Lehrern hatte er einen Stein im Brett. Sie sagten ihm manchmal, er könnte noch mehr leisten, wenn er nur wollte. Aber Hans fand es durchaus genügend, daß er von jeder Klasse als Erster oder Zweiter versetzt wurde. Auswendiglernen kannte er nicht. Was er in der Schule hörte und zu Hause noch einmal durchlas, saß bei ihm fest. Nur auf die schriftlichen Arbeiten mußte er einige Zeit verwenden. Er war nicht einseitig begabt. Die fremden Sprachen machten ihm ebensowenig Schwierigkeiten, wie die Mathematik.

Die Waldschmiede.

Am Amboß der bärtige Schmied,
Der pfiff durch die Zähne ein grimmiges Lied,
Die sehnigen Arme braun und bloß
Und schwarz berußt
Das Gesicht und die nackende Brust.
Wuchtig schlug er drauflos,
Und ehern klangen und kalt
Hammerschläge hart durch den Wald . . .

Stand seitwärts des Waldschmieds Sohn,
Der schaute ins Feuer; das glühte so rot . .

Jetzt sang der Alte mit rissigem Ton:
„Mein Sohn, mein Sohn — der Gott ist tot,
Von dem mein Vater mir sang!
Ich — singe Dir andere Weisen,
Das Lied von Not, von Qual, von Hohn,
Wie's mich das Leben gelehrt,
Das mich gehärtet und mich bekehrt!

Kein Herrgott, kein Priester hat sich erbarmt,
Als wir durch Fabrik und Maschinen verarmt.
Deine Mutter starb vor Gram und Jammer,
Ich trug sie still in den Waldesgrund.
Du — sollst nun hassen Dein Leben lang!
Wer's anders Dir sagt, ist ein Lumpenhund!

Das packte den Jungen wie schmerzwilde Mär!
Das Herz in der Brust ihm höher drang,
Als wollt es ihm rot aus dem Mund.
Mit großen Augen, die Faust geballt,
So stand er und atmete dumpf und schwer . .

Dann hat er prüfend den Hammer gefaßt
Und hat geschmiedet und hat gehaßt!

Walter Treumund.

Schon sein Aeußeres nahm für ihn ein. Unter einer starken, fast eckigen Stirn und dichten Augenbrauen ein Paar offene, blaue Augen, eine leicht gebogene Nase und ein energisches Kinn. Das Ebenbild seiner Mutter, die weit aus „dem Reich", aus Niedersachsen stammte. Sie hielt das Regiment des Hauses in festen Händen, und das war gut. Denn der Herr Förster ging einem guten Trunk nicht aus dem Wege. Aber wenn man drei Jungen auf dem Gymnasium hat, dann kommt erst der Schuster und der Schneider und der Buchhändler und dann erst die Herren Eltern in weitem Abstande. Aber Frau Förster verstand zu wirtschaften. Der Wagen, der die Kinder nach der Stadt brachte, nahm an jedem Morgen einige Kannen frischer Milch mit, die an ständige Abnehmer geliefert wurde. Er nahm auch, je nach der Jahreszeit, frisches Gemüse, Kartoffeln, Eier, Butter usw. mit. Das Geld für den Mittagstisch verdienten größtenteils die Pferde, die dem Bäckermeister Schirmer das Holz anfuhren. Und wenn Frau Förster am Ersten des Quartals aus der Stadt kam, dann konnte sie mit frohem Mut sagen, daß sie allen Leuten, soweit es ging, gerecht geworden war. . . .

Mit vierzehn Jahren griff Hans ein. Im Walde lag ein See, den der Vater für geringes Geld gepachtet hatte. Das Befischen wurde dem Holzmeister überlassen, denn der Förster hatte weder Sinn noch Zeit für die Fischerei. Was der Mann ablieferte, mußte mit Dank angenommen werden. Mit dem Augenblick, wo Hans sich der Sache annahm, erreichte die Ausbeute eine ungeahnte Höhe. Er stand im Morgengrauen schon vor der Sonne auf, um beim Aufnehmen der Säcke dabei zu sein. Und wenn er bald nach sechs Uhr zur Schule fuhr, hatte er schon einen tüchtigen Marsch und ein redliches Stück Arbeit hinter sich.

Die Mutter war manchmal besorgt, daß der Junge sich zuviel zumute. Aber nein, bis dahin war er für sein Alter klein gewesen. Jetzt fing er an sich zu recken und zu strecken und sah mit sechzehn Jahren aus wie ein ganzer Mann.

Wieder war ein Jahr vergangen. Lotte war eingesegnet, hatte die Schule verlassen und die Schneiderei gelernt. Die Pflegeeltern hatten ihr die kleine Stube der Chalupp, die bisher nur als Vorratsraum gedient hatte, eingerichtet. Vater Oschke hatte eigenhändig die Wände frisch beworfen und geweißt, neue Fenster waren eingesetzt worden, außer Lottes Bett und Nähmaschine hatte auch das Sofa dort Platz gefunden. Das kleine Stübchen sah so nett und gemütlich aus. . . . Und Lotte war so glücklich darüber. . . . Der Abschied von der Schule war ihr gar nicht schwer gefallen. Nur die Zeit, in der sie die Schneiderei lernte, brachte ihr manche schwere Stunde. Die jungen Mädchen, die mit ihr zur Schule gegangen waren, wandten sich ab, wenn sie mit einem großen Pack über die Straße ging. . . .

In solch einem Augenblick hatte sie Hans getroffen und ihm auf sein dringendes Befragen nach dem Grunde ihrer Traurigkeit ihr Leid geklagt. Er hatte sie ausgelacht. „Du bist schön dumm, Lotte, daß Du Dich darüber ärgerst. Umgekehrt mußt Du es machen. Du mußt auf die dummen Dinger von oben herabsehen. Du bist viel mehr als sie. Du arbeitest, und die gehen spazieren, um die Zeit totzuschlagen."

Was Hans sagte, war für Lotte ein Evangelium. Seitdem hatte sie diese Anfechtung überwunden. Mit der Kundschaft haperte es in der ersten Zeit. Nur die Förster-Frau würdigte die billige Arbeitskraft der jungen Schneiderin in vollem Maße. Bald wirkte das Beispiel auch im Dorf. Die Bauerfrauen brachten ihr Wäsche zu nähen, schließlich ließen sie sich auch die Kleider bei Lotte anfertigen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Totes Land.

Von Ludwig Leiten.

(Schluß.)

Zweimal täglich bringt der Dampfer seine Passagiere von Triest nach Grado. Am Herz des Triestiner Hafens, dem lebhaften Molo S. Carlo, wartet seiner eine bunte Menge, in der das italienische Element überwiegt. Ohne Geschrei und heftiges Gestikulieren geht in südlichen Häfen niemals eine Schiffsankunft oder eine Schiffsabfahrt vor sich. Auch Triest macht davon keine Ausnahme. Das lebhafte Temperament gehört zu der heißflirrenden Sonne und die sprudelnde Beweglichkeit der schwarzäugigen Menschen zu der majestätischen Ruhe des tiefblauen Himmels.

Ein paar Stunden währt die Fahrt. An langgestreckten Vorstädten, hinter denen grünbewaldete Hügel gelagert sind, geht's vorüber. Schiffswerften tauchen auf. Docks liegen am Ufer. Hier und da reckt sich ein rußgeschwärzter Schlot. Dann kommen die Villenorte mit ihren weißen Häusern, deren rote Dächer aus dem dunkelen Grün südlicher Gärten leuchten. Schloß Miramare träumt hinaus aufs Meer. Kahler werden die Berge. Ihre Höhe nimmt ab. Als niedrige Hügel wellen sie nur noch die Uferlinie. Immer ausgeprägter tritt ihr gerader, eintöniger Karstcharakter hervor. Aber bald schwinden auch die letzten Hügel und nur am Horizont türmen sich hier und da noch ein paar Felsrücken.

Flach liegt jetzt das Küstenland. Kaum, daß sich sein graugrüner Strand merklich vom Meeresspiegel abhebt. Das blaue Meer hat nun auch seine Farbe verändert. Ein braungrüner Ton hat das metallische Blau verdrängt. Immer häufiger tauchen die kleinen, flinken Fischerbarken mit den großen, bunten Segeln auf, die wie Riesenvögel über die leicht gekräuselte Fläche des Meeres dahinschweben. Ihre Menge verrät uns, daß wir uns einem Zentrum der langgestreckten Küstenlinie nähern, auf die unser Dampfer mit verminderter Geschwindigkeit jetzt zusteuert.

Nun wird es lebendig auf dem Schiffe. Alles rüstet sich zum Aussteigen. Die Häuser, die erst wie kleine, weiße Punkte die Uferlinie markierten, sind zur vollen Größe gewachsen. Der Turm eines Domes überragt ihre Dächer. An der Landungsstelle stehen die Menschen dichtgedrängt und harren der Ankömmlinge, während das Schiff die in diesem seichten Wasser besonders schwierigen Anlegemanöver nach den Befehlen des Kommandierenden ausführt.

Dann poltert die Zugangsbrücke an Deck heran. Ein paar Ketten rasseln. Taue werden festgewunden. Wir sind wieder auf Land.

*

Man kann zwischen Grado und Venedig Vergleiche ziehen. Wenigstens repräsentieren sich dem vom Meer Kommenden beide Lagunenstädte in ähnlicher Weise: eine direkt aus dem Meer herauswachsende Häuseransammlung. Nur fehlt der friauler Küstenortschaft jene überwältigende Pracht, die an der alten Dogenstadt in allen Tonarten gepriesen wird.

Für Grado bilden die im fernen Hintergrund aufsteigenden, langgezogenen Bergketten eine gute Staffage. Die fast auf der Höhe des Meeresspiegels liegenden Häuser nehmen sich winzig gegen die graukahlen Felsriesen aus, über die am verschwindenden Horizont die flimmernde Sonne einen grellen Lichtnebel gegossen hat. Aber nur der Blick vom Meere wirkt so. Hat man den Fuß in das enge Gassennetz der Ortschaft gesetzt, dann schwindet alle Großzügigkeit: man wandelt in einem leidlich sauber gehaltenen italienischen Küstenstädtchen, in das vom Meere her der Tang und aus den Häusern heraus die Polenta ihre Düfte senden.

Und doch ist in diesem engumgrenzten Fleck Erde eine uralte Kultur heimisch, die die Jahrhunderte wohl zu verhüllen, aber doch nicht völlig zu vernichten vermochten. Nicht mit Unrecht nennt man Grado die Mutter Venedigs: die Wechselbeziehungen zwischen dem friauler Land und der italienischen Küstenstadt sind heute noch nicht erloschen. Nur war früher Grado die Gebende und Venedig die Empfangende. Seit einem halben Jahrtausend ist das Verhältnis ein umgekehrtes geworden. Tausend Einzelheiten belehren hierüber und geben eine nicht uninteressante Auskunft über die allmähliche Verschiebung des gegenseitigen Machtverhältnisses. Wie in den meisten Küstenorten des Adriatischen Meeres, so tritt eben auch in Grado die Macht des mittelalterlichen Venedigs dem Wanderer auf Schritt und Tritt entgegen. Gleich am Hauptplatz grüßt von der ehemaligen Porta grande der venetianische Löwe. Braune Römersteine — Skulpturen oder Sarkophagfragmente — sind in den Häusern vermauert. Die alte Cisterne, die früher die Stadt mit Trinkwasser versorgte, liegt heute öde, grasüberwuchert. Die Domkirche, in ihren ältesten Bestandteilen aus dem fünften nachchristlichen Jahrhundert stammend, ist mit vielen seltenen Marmorsteinen und anderen Kunstschätzen ausgestattet. Ihre Bauart ist die der ersten christlichen Basiliken. Ihre drei Schiffe enden in einem Halbkreis. Ehemals bildeten Säulenbogen eine Art Vorhalle. Ein prächtiger Mosaikfußboden erregt durch seine alte Arbeit heute noch Bewunderung. Säulenreste und Mosaikbodenfragmente finden sich auch in anderen Kirchen und Kapellen der Stadt. Sogar ein Stück alter Stadtmauer steht noch, der hier und da ein paar Häuser und Hütten geschmacklos angeklext sind.

Was in diesen Hütten und Häusern wohnt, hat wenig oder nichts von dem ehemals hier bodenständigen, stolzen, selbstbewußten Renaissancemenschen, der einst seine Kräfte in Gebilden der Kunst und des Kunsthandwerks spielen ließ. Soweit die Bewohner von Grado nicht von den Badegästen und Sommerfrischlern leben, gehören sie zu jenem typischen Kleinstadtproletariat, das zäh an seiner armseligen „Selbständigkeit" hängt, in Wirklichkeit aber nicht leben und nicht sterben kann. Es sind freundliche und zuvorkommende Leute, die dem Fremden gern behilflich sind, doch für ihre Bemühung ein anständiges Trinkgeld erwarten, wofern sie, macht sich die Gelegenheit hierfür besonders günstig, den offenen Straßenbettel nicht einfach vorziehen. Doch das ist italienisch; man begegnet dieser Art von Tunis bis Triest, von Mailand bis Messina.

Rings um Grado dehnt sich ein landschaftlich zwar armseliges, für Badezwecke aber prächtig geeignetes Gelände. Das machen sich die Fremden und die Eingeborenen weidlich zunutze. Im weißen Dünensande watet ein halbe Dutzend barfüßiger Kinder. Sie machen einen Heidenlärm. Ihre schwarzen Augen blitzen und die nassen, braunen Hände reißen sich um ein dunkeles, schwarzes Etwas.

Ich trete näher. Lachend schreit mir die Schaar auf italienisch Worte zu, von denen ich aus dem Stimmenlärm nur vernehme, daß man mir für wenige Soldi das schleimige, fangarmbehaftete Ding zum Kauf anbietet. Es ist ein Tintenfisch, von jener handtellergroßen Art, wie er in den Lagunen der Nordadria häufig vorkommt. Einer hält ihn, ein schwarzer Krauskopf. Doch die anderen haben vorsorglich ihre Hände gleichfalls auf das Tier gelegt, um so zu zeigen, daß der Fisch Gemeingut sei.

Die Gruppe drängt sich dicht an mich heran und bestürmt mich, den Polyp zu erstehen. Ich verneine lachend. Sie denken: er sei mir zu teuer. Da reißt der Größte der kleinen Handelsgesellschaft das schon halbtote Tier mitten durch

und bietet mir die eine Hälfte für den halben Preis zum Kaufe.

Empört über diese Roheit, und doch innerlich belustigt über den findigen Geschäftssinn des kleinen Halunken, wende ich mich ab. Ein gutes Stück Weges verfolgt mich der Schwarm mit den beiden halben Fischen, die sie je an einem Fangarm in der Luft schwingen. Als sie aber endlich einsehen, daß mit mir kein Geschäft zustande zu bringen sei, machen sie Halt, um langsam wieder zum seichten Strandwasser zurückzutrotten. Ihre Lebhaftigkeit hat einen kleinen Dämpfer bekommen. Aber nur einen ganz kleinen. Denn noch lange liegt mir beim Weiterwandern das Lachen und Lärmen dieser Fischerkinder in den Ohren.

Wenn man auf diesen Strandwegen schlendert, muß man an die deutsche Ostseeküste denken, wie sie für Pommern, West- und Ostpreußen so charakteristisch ist. Nur das Meer ist hier von anderer, leuchtenderer Farbe, und dem schweifenden Blick bietet allzu oft eine Sandbank oder ein mit spärlichem Graswuchs bekleidetes Inselchen Einhalt. Und zu den kleinen Inseln gesellen sich die größeren und großen, die typisch für diesen Teil des nördlichen, adriatischen Meeres sind. Oestlich und westlich von Grado liegen zahlreiche Lagunen-inseln, zu denen die kleinen, flinken Barken, geführt von den verschmitzt lächelnden Führer gleiten. Da ist Barbana, zu dessen Madonna jährlich gegen 20 000 Pilger wallfahren sollen. Da ist Gorgo mit seinen rätselhaften Skelettfunden, mit den Spuren seiner alten Römerstraße und mit seinen lachenden Weingärten. Da ist Centenara mit seinem unvergleichlich schönen Pinienhaine, nahe beim Dorf Belvedere. Und da ist schließlich die sich lang und schmal ins Meer schiebende Sandbank Banca d'Oro mit ihrer reichen Ausbeute an Meeresgetier, eine Stätte schöner Funde für den Sammler. Diese Insel wird von den Touristen, naturwissenschaftlichen Dilletanten und Forschern am häufigsten aufgesucht; und wenn man in dieser Gegend irgendwo Reichsdeutsche treffen will, so ist die günstigste Gelegenheit am ehesten hier vorhanden. — Abseits vom Schwarm der Badegäste suche ich mir eine Osteria, in der ich meine leiblichen Bedürfnisse befriedigen kann. Sie ist gar bald in einer schmalen, dumpfen Gasse gefunden, wohin mich ein Fischer gewiesen hat. Durch den Perlenschnurvorhang, der hierzulande die Tür vertritt, bin ich in einen niedrigen, von wunderlichen Düften geschwängerten Raum getreten. Der Wein, den mir die schwarzhaarige Wirtin mit den Riesenringen in den Ohren vorsetzt, ist gut. Auch die kalte Küche kann sich sehen lassen. Von irgendwem müssen ein paar Hausierer von meiner Anwesenheit in dieser Spelunke erfahren haben. Denn mit einem Male werden mir Fächer und Messer, Uhrketten und Souvenirs auf den Tisch gelegt, daß ich mich gar nicht mehr zu retten weiß. Ich rufe die Wirtin und bitte um meine Rechnung. Es sind Fremdenpreise, gespickt mit Rechenfehlern zuungunsten meines Geldbeutels. Aber ich zahle trotzdem und flüchte mich hinaus ins Freie, wo mir die Hausierer weniger nahe auf den Leib rücken können. —

Draußen ist es Abend geworden. Im Westen liegt die Sonne, eine dunkele Goldkugel, über dem grün-grau-blau phosphoreszierenden Meer. Das ist jetzt von einer unendlichen Ruhe, Größe und Erhabenheit. Ganz leicht und leise rollt es seine

Aquileja: Hinter dem Museum.

feinen, silbrigen Wellchen dem sonnengoldüberglühten Sande der Lagunen zu. Und wie die Sonne tiefer und tiefer sinkt, da belebt sich das Meer zusehends. Nun schießen die Barken heran, die tagüber auf hoher See lagen. Ihre bunten, von den Lichtern des sinkenden Abends überspielten Segel flattern über das fast unbewegliche Wasser. Ein weiße Schaumfurche zeichnet ihre Bahn und um ihre Kiele gurgelt ein Summen und Raunen in einschläfernden Tönen.

Und wie so Barke um Barke in den Hafen schießt und die Segel abwärts gleiten läßt, da naht auch die Nacht. Der Leuchtturm von Grado läßt bereits seine Blinklichter spielen. Ein paar große Dampfer gleiten fern am Horizont; auch sie haben bereits ihre Lichter aufgesteckt. Da machen sich auch schon wieder andere Schiffer an ihren Barken zu tun. Sie lösen die Taue, ziehen die Segel hoch, breiten die Netze auseinander und gleiten hinaus auf das nunmehr schwarzblauplätschernde Meer zum nächtlichen Fischfang. Wunderliches Fanggerät führen sie an Bord, denn die Art der hier zu fangenden Fische ist eine mannigfaltige und bedarf, je nach der Spezies, besonderer Fanggeräte. Eines der Hauptmittel für den nächtlichen Fischfang aber ist die Acytelenlampe, die fast auf keiner Barke fehlt. Das grelle Acytelenlicht lockt die Fische aus der Tiefe des Meeres empor und hypnotisiert sie. Besonders große Tiere können so ohne wesentliche Mühe gefangen werden.

Wie große Sterne schwimmen nun die weißen Lichter über dem Wasser. Schwarz liegt das Meer und dunkel hängt der Himmel. Ueber Grado aber und seinen Hafen glimmt ein gelblicher Schein, der davon Kunde gibt, daß das Leben dort noch nicht zur Ruhe gegangen ist.

*

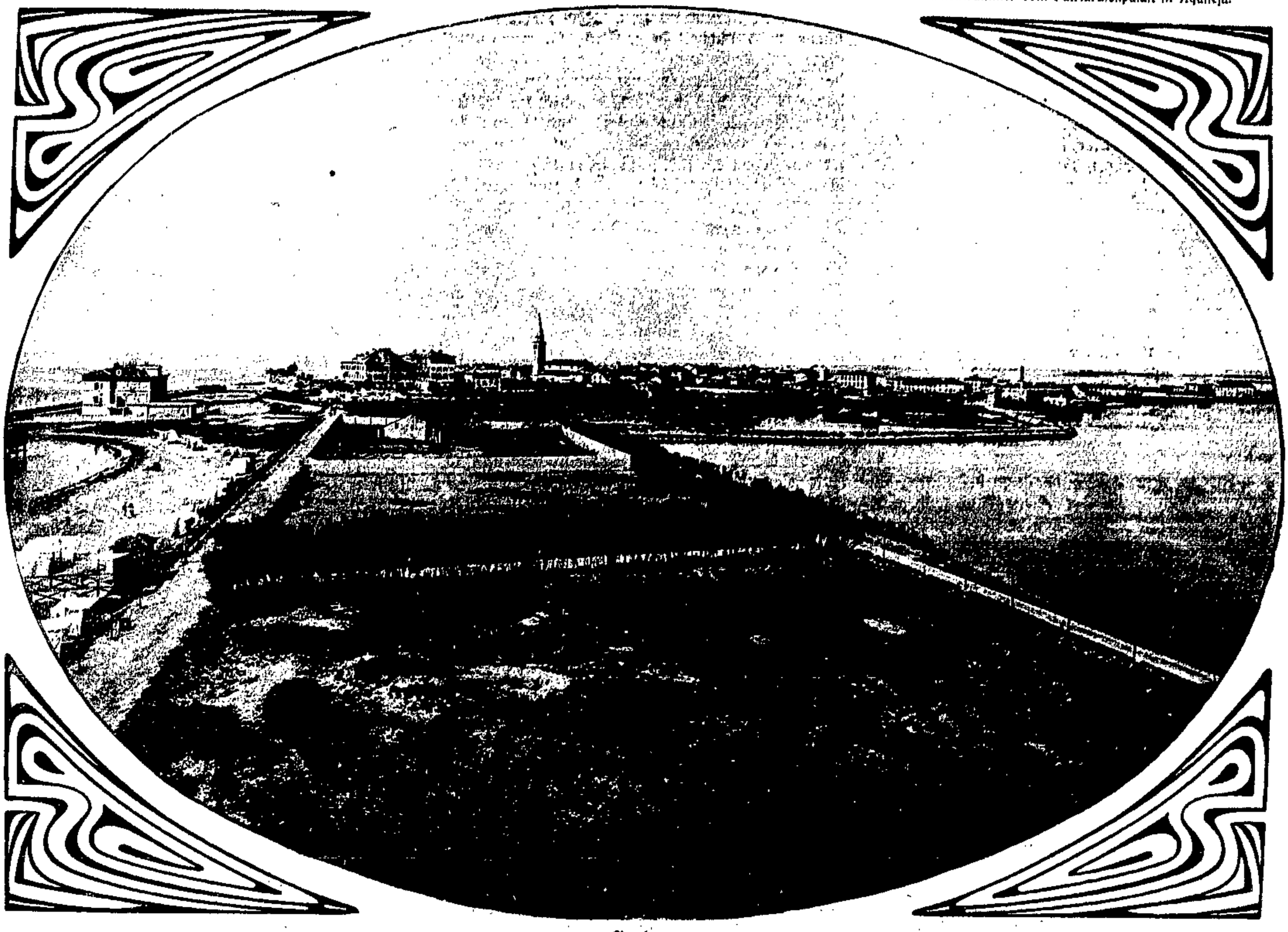
Wer von Grado nach Aquileja gelangen will, muß den Lagunendampfer benutzen, der ihn in etwa zweistündiger Fahrt nach der alten Römerstadt bringt. Das ist eine gar eigene Reise. Erst an zahllosen Lagunen-inseln vorüber, die trotz ihrer landschaftlichen Eintönigkeit das Panorama dauernd verändern, führt die Fahrt zu einem jener schmalen Kanäle aus der Römerzeit, die heute noch wie damals teils vom Meere, teils vom Natissafluß gespeist werden. Der Kanal, in den unser Schiff einläuft, ist kaum fünf Meter breit. Erst durch Dünensand, dann durch Wiesenland führt sein Bett. Ganz langsam gleitet der Dampfer. Oft knirscht es recht bedenklich an seinem Kiel. Der Kanal ist an und für sich schon nicht allzu tief. Aber die Arbeit des Windes und des Meeres erhöhen seine Seichtheit andauernd. Diese geringe Fahrgeschwindigkeit hebt noch die Monotonie der Landschaft. Wohl recken sich landeinwärts am fernen Horizont ein paar Berge; in den Rahmen dieses toten Landes aber gehörten sie nicht hinein. Seine tellerebene Flachheit paßt so recht zur geschichtlichen Vergangenheit des Landes, die versunken und verschwunden ist vor der Eintönigkeit der Gegenwart. Schnurgerade durchschneidet der Kanal das Land. Schon seit langem hat sich vom nordöstlichen Horizont eine dunkle Masse abgelöst: die streckt jetzt deutlich sichtbar einen hohen massiven Turm gen Himmel. Aus grün-dunklem Laubgekraus schimmern rote Dächer. Blauer Rauch wölkt in die Höhe. Aquileja rückt näher und näher. — Der Dampfer legt draußen vor der Stadt an. Einige Barken liegen in der Nähe der Brücke. Sie verwehren ihm die Einfahrt. Schon stehen in langer Reihe die Wagen am Landungsplatz. Doch so sonnig auch der Weg ist, der am Kanal entlang zur Stadt hineinführt, ist nur kurz. Die Stadt ist ein elendes Nest. Etwas unsagbar Totes und Oedes gähnt in diesen Gassen. In wenigen Minuten kennt man den ganzen Ort. Nur die Sehenswürdigkeiten fesseln mit dem ihnen eigenen Reiz. Sie sind es, die ein längeres Verweilen in Aquileja möglich und erträglich machen.

Fischerhütte in den Lagunen.

Motiv aus Aquileja.

Der um das Jahr 1000 herum erbaute Dom dominiert über dem Stadtbilde. Als romanische Basilika mit Krypte errichtet, wirkt er besonders durch seinen 73 Meter hohen Glockenturm. Er ist dreischiffig, spitzbögig und besonders am Chor prächtig geschmückt. Seine graue Massigkeit hat etwas Imponierendes. Die Reste des alten Patriarchatspalastes befinden sich in unmittelbarer Nähe des Domes. Auch die Chiesa dei Pagani, eine Halbruine, wird gezeigt, die der geheime Versammlungsort der ersten Christen in der Stadt gewesen sein soll. Ein kleines, aber gut geordnetes Museum bringt schließlich manche archäologische Sehenswürdigkeit aus der engeren Umgebung Aquilejas, u. a. die Statuen der römischen Kaiser Tiberius und Claudius, Soldatendenkmäler, Bruchstücke von Sarkophagen, Götterbilder, antike Glasgegenstände,

Säulentrümmer vom Patriarchenpalast in Aquileja.



Grado.

Zwischen Grado und Aquileja.

Metallgeräte, Münzen, Tonwaren, geschnittene Steine, Bernsteinarbeiten usw. Das Museum selbst ist in einem prächtigen, sorgfältig gepflegten Garten gelegen, dessen schönster Schmuck eine Anzahl prächtig gewachsener Zypressen sind.

Von allen diesen Herrlichkeiten ist in den Gassen Aquilejas heute nichts mehr zu schauen. In der einst so mächtigen, lebhaften Stadt hat sich die Langeweile häuslich niedergelassen. Und doch ist noch nicht alle Schönheit von ihr gewichen. Den herrlichsten Blick aber gewährt ein Rundblick von der Höhe des Domglockenturmes. Ueber hundert, recht beschwerliche Stufen führen auf die Plattform hinauf. Dann aber eröffnet sich dem Auge ein unvergleichlich schöner Rundblick. Grün lacht die reichbebaute Isonzoebene mit ihren Rebenkulturen und Maulbeerbaum-

Blick auf den Dom (Aquileja).

hainen herauf. Die Reisfelder in den Lagunen hüllt ein stumpfes Graugrün. Goldglanz flirrt über dem blauen, sich endlos gen Süden dehnenden Meer. Im Osten steigt das triestinische Häusermeer auf. Und im Norden bauen die karnischen und julischen Alpen ihre grauen Felsmauern vor den schweifenden Blick. Vom Westen grüßt die Poebene. Selbst Venedig ist sichtbar, das seine schmalen, kanaldurchzogenen Gassen weit in das glitzernde Meer hinausgeschoben hat.

*

Wochenmarkt in Aquileja. Da heißt es: früh aufstehen. Denn von der zehnten Vormittagsstunde an verbietet die Sonne jegliche rege Betriebsamkeit in Handel und Wandel, obwohl den Marktplatz uralte Riesenbäume überschatten und außerdem ein ständig laufender Brunnen einigermaßen für Kühlung sorgt. Von volklichen Eigentümlichkeiten ist bei den Leuten, die hier zusammenströmen, wenig zu beobachten. Nur die ungeheure Lebhaftigkeit der Bewegungen und der sprudelnde Redestrom verraten das italienische Blut. Was sie feil halten, sind die Erzeugnisse der allernächsten Umgebung: Obst, Gemüse, Fische, Fleisch und Ziegenkäse. Auch der Holzkohlenverkäufer, der an der ganzen Küste des adriatischen Meeres zu Hause ist, fehlt hier nicht. Schließlich halten noch ein paar Seiler Schiffstaue und Segelleinen, Netze und Werg feil.

Vor jedem Verkaufsstand das gleiche Bild: ein Fragen und Anpreisen, Fluchen und Beteuern, daß man denken könnte, es ginge nicht um ein paar Soldi, sondern um ganze Vermögen. Dazu kommen dann noch die heftigsten Körperbewegungen: Armverrenkungen, ein sprunghaftes Hin und Her, und ein Vor- und Rückwärtsschnellen des Oberkörpers, daß man einem derartig lebhaften Käufer oder Verkäufer gegen irgendeinen unsichtbaren Feind beispringen möchte.

Ist der Markt zu Ende, dann bekommen die Schenken Besuch. Wo der Phonograph noch nicht seinen Einzug gehalten hat, versucht ein wenig appetitlich ausschauender Dudelsackspieler die Gäste mit den näselnden Klagelauten seines Instruments zu unterhalten. Auch ein Lied wird gesungen. Oder die Würfel rollen über die ungedeckten Tische, auf denen in den langhälsigen Halbliterflaschen der rote Wein glüht. Der lockt die dicken, blauschimmernden Brummer an, die wie Quälgeister, die vom Wein und Spiel roterregten Köpfe der Würfelnden umsummen.

Die Jahrtausende alte Kultur hat den letzten Rest volklicher Originalität in diesem Lande längst verwischt und vernichtet. Man würde vergebens danach suchen. Selbst von einer charakteristischen Volkstracht kann man im Gebiet von Aquileja kaum noch sprechen. An den Sonntagen bekommt man beim Kirchgang gelegentlich ein buntbebändertes Mieder zu sehen, wie es in entlegenen Tälern der istrischen Berge oder des Südabhanges der Ostalpen getragen wird. Im allgemeinen kleidet man sich italienisch, d. h. schwarz, mit dunkelem Spitzenkopftuch bei den Bessersituierten, oder mit grellgelben, weißen oder roten Kopftüchern bei den Aermeren. Dazu kommt der unvermeidliche Fächer, der dauernd in Bewegung gehalten wird. Auch die Männer nahen in Schwarz. Tanzt aber mal bei ihnen einer außer der Reihe, d. h. hat er für seine Kleidung eine lichte Farbe gewählt, dann ist es immer ein riesengroßkarierter Stoff, dessen Gevierte einer kleiner Landparzelle in der Nähe einer deutschen Großstadt an Ausdehnung nicht allzuviel nachgeben. Bei den Kindern, soweit sie das zehnte oder zwölfte Jahr nicht überschritten haben, kann man von einer Kleidung kaum reden. Eine fragwürdig ausschauende Badehose ist meist alles, was ihre nackte Schönheit einengt. Ganz Kleine sah ich auch ganz nackt herumlaufen. Nur in der Stadt macht man von dieser sicherlich der kindlichen Gesundheit sehr zuträglichen Regel eine Konzession an die „Gesittung".

Dem Meer zu geht von Aquileja aus nur eine einzige Straße. Sie führt über Veligna nach dem schon erwähnten Belvedere. Die Landschaft, die dieser Weg durchschneidet, bleibt sich im wesentlichen gleich, nur daß die Weinkulturen mehr in der Nähe der Stadt bleiben, während die Reisfelder sich zahlreicher im Lagunengebiet befinden. Weißüberstäubt liegt die Straße. Ein paar Wirtshäuser stehen am Wege, in deren Schatten ein Esel oder Maultier nach genießbarem, noch nicht völlig ausgedörrtem Gras schnuppert. Die Menschen sind spärlich gesät. Sie sind vor der Hitze des Tages in die schattige Kühle der dichtverhangenen Wohnräume geflüchtet. So wird dieses Gebiet im zweifachen Sinne zum toten Lande.

Doch auch die Verlassenheit braucht nicht arm an Stimmung zu sein. Das merkt man, je näher man wieder dem Lagunenmeer kommt. Grau und Grün und Blau: das sind die Farben des toten Landes. Grauer Dünensand, grünes, hartes Gras und darüber ein blauer, wolkenloser Himmel. Eintönigkeit und Einsamkeit geben der Landschaft ihr Kolorit. Nur ganz fern ein Ton: ein taktmäßiges, klatschendes Rauschen. Das ist das Meer, das die Laguneninseln beleckt und benagt und ihre Gestalt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändert. Immer spärlicher sind die Siedelungen gestreut. In den Reisfeldern oder in den Weingärten arbeiten die Frauen. Die Männer treiben draußen auf der See als Fischer oder Schiffer ihr Handwerk. Das ist kein leichtes Brot. Besonders nicht in diesem seichten Wasser, in dem die Sandbänke ausgedehnte Ketten bilden. Doch der mit der Küstenbildung von Jugend auf vertraute Lagunenschiffer kennt sich aus; und nur ganz selten, meist wenn ein Scirocco vom Süden heranfegt, kommt die Meldung von einem Unglücksfall. Zudem gehen die Fischer dieser nördlichsten Ausbuchtung der Adria niemals allzu weit auf die hohe See hinaus. Venedig bildet im Westen und Triest im Osten die Grenze für ihre Tätigkeit, deren ertragfähigster Zweig für die Zukunft eine sich von Jahr zu Jahr günstiger gestaltende, erst in jüngster Zeit angelegte Austernzucht werden dürfte.

Die Trauben Aquilejas erfreuten sich schon zur Römerzeit eines guten Rufes. Das gleiche gilt für sie auch noch heutigen Tages. Die kräftigen, übermannshohen Rebstöcke gedeihen gut auf dem Schwemmland. Die Hauptarbeit aber verrichtet die Sonne, die oft Wochen hindurch in gleichmäßiger, hochgradiger Wärme auf das grüne Rebengerank herniederbrennt. Das gibt einen guten, feurigen Tropfen, der goldgelb oder rubinrot im Glase leuchtet, und im Geschmack dem kräftigen Istrianer nicht unähnlich ist. Auf ihren Wein sind die Leute dieser Gegend denn auch stolz. Eine peinliche Sauberkeit, die sonst leider nur allzu oft vermißt wird, sorgt für das Gedeihen der Weinfelder. Und wo einer hinter seinem Gläschen sitzt, da hört man, wenn man sich einen „Vino" bestellt, oft ein schmunzelndes „bene! bene!" als lokalpatriotische Empfehlung.

*

Der schönste Schmuck des in seinen landschaftlichen Reizen so eintönigen Landes sind seine prächtigen Zypressen. In Gruppen zu zweien oder dreien sind sie von hoher, malerischer Wirkung. Aber auch in langen Linien stehen sie da: schnurgerade, die spitz auslaufenden Kronen vom Seewind landeinwärts geweht. Ihr dunkles Grün, umflutet vom grellsten Sonnengold, wirkt wie alte Bronze. Die starren, unbeweglichen Stämme, um die das Licht flimmert, stehen in einem schwärzlichen Braun. Mitunter verirrt sich eine Möwe oder eine wilde Taube in das Dickicht dieser verfilzten Kronen. Dann leuchtet der kleine Vogelkörper auf dem riesigen Baume wie Silber oder wie frisch gefallener Schnee, und das tiefe Baumgrün erscheint noch satter, noch dunkler.

Auch die Pinie fehlt nicht. Mit ihrer breiten, schirmartigen Krone klettert sie mit Vorliebe auf die Hügel hinauf, die der Kalkstein oder der Dünensand hier und da gebildet haben. Ihre goldbraunen, starken, schlangenartig gekrümmten Aeste haben in der Farbe etwas von altem, abgegriffenem Kupfer, über das der Grünspan seine Schleier noch nicht gesponnen. Sie sind so recht die Bäume der Sonne, in deren grellem, südlichen Licht sie zu glühen erscheinen, indes ihre Nadeln mit starken, harzigen Düften rings umher die Luft erfüllen.

Der Maulbeerbaum mit seinen in diesem Seidenraupendistrikt ewig kahlen Zweigen fügt sich der Monotonie der Landschaft harmonisch ein. Auch die Feige und der Oelbaum, den man allerdings nur ganz selten antrifft, erhöhen nicht den Reiz des Bildes, denn wo sie vorkommen, sind sie meist plantagenartig angebaut, stehen sie in genau bemessenen Abständen voneinander oder entziehen sich hinter den steinernen Mauern ausgedehnter Gärten den eine wilde Natürlichkeit suchenden Blicken.

Aber in Gärten sorgsam gehegte Blumen gibt es in Menge. Man merkt, daß man hart an der italienischen Grenze sich befindet, wo die Freude an Duft und Farbe der Pflanzenwelt zu den ausgesprochenen und anerkennenswertesten Charaktereigenschaften des Volkes gehören.

*

Ein staubiger, sonnenbebrüteter Weg führt in fast schnurgerader Linie durch Weingärten und Maisfelder von Aquileja nach Villa Vicentina. Das ist ein mühsames Wandern, zumal die fast blattlosen Maulbeerbäume der Straße nicht ein bißchen Schatten gewähren. Da ist man froh, wenn man einen jener landesüblichen, ungeschlachten Karren antrifft, die von mächtigen Büffeln gezogen werden. Schnaufend und stumpfsinnig trotten die Tiere ihren beschwerlichen Weg durch die grelle Sonne. Dankbar ist man, fordert der etwas räuberhauptmannmäßige Kutscher einen auf, Platz zu nehmen und es sich im goldbraunen Maisstroh bequem zu machen. Ganz langsam geht es vorwärts. Und wortlos. Die sengende Mittagsglut zügelt selbst das lebhafte Temperament des sonst so redseligen Italieners. Aber es liegt Gleichmäßigkeit in dieser Langsamkeit. Kein Schritt der Büffel ist überhastet: einer gleicht dem anderen.

So geht es an Gehöften vorüber, die etwas schloßartiges haben oder an ein Kloster erinnern. Auch ein Dorf wird durchquert, wo im Schatten der Haustore schwarzhaarige Frauen ihren Mittagsschwatz halten. Der blaue Himmel scheint zu brennen, und die endlose staubige Straße dampft ein schwefliges Licht, das die Augen müde und brennend macht.

Endlich steigen Telegraphenstangen auf. Dort hinten muß der Schienenstrang liegen, der Triest mit Venedig verbindet. Und die Telegraphenstangen wachsen und rücken näher und näher, bis das weiße, kleine, aber vornehm gehaltene Bahnhofsgebäude aus dem dunklen Grün der Weingärten emporsteigt. Dann poltern wir mit unserem plumpen Gefährt über die Schienen. Ein Schoppen Wein und ein Händedruck machen den Abschied zwischen Kutscher und Fahrgast. Und während ich im Schatten des Bahnhofsgebäudes von Villa Vincentina den Zug erwarte, der mich zurück nach Triest führen soll, holpert der Büffelkarren auf der grauen, sonnenüberfluteten Straße weiter, wird kleiner und kleiner, bis er im Lichtdunst und Rebengerank ganz meinen Augen entschwindet.

*

Ich sitze im Zuge. Im langsamen Tempo rattert sein taktmäßiges Stampfen durch die reich angebaute Ebene. Die Stationen folgen

einander in kurzen Zwischenräumen. Fast von jeder führt eine wohlgepflegte Straße nach einem der zahlreichen Badeorte an der Meeresküste. Neben den Friauler Bauern sind deshalb die modisch gekleideten Stadtmenschen recht häufig, die mit ihrer protzigen Lebhaftigkeit für Lärm und Bewegung in dieser ländlichen Stille sorgen. Wien und Venedig, Prag und Mailand schicken ihren „erholungsbedürftigen" Mittelstand hierher, wo eine ganze Kette von in Aufnahme kommenden Modebädern im Entstehen begriffen ist.

Bei Monfalcone verbindet sich der von Görz kommende Schienenstrang mit dem der Friauler Bahn. Hier rücken die Karstberge des istrischen Landes wieder näher an den Bahnkörper heran. Im scharfen Bogen geht es gen Süden. Noch einmal öffnet sich den Blicken die weite Bucht, deren Westküste das Lagunenlabyrinth von Grado bildet.

Ein Leuchten liegt auf dem Meer. Nur nach dem Lande zu bewahrt es seinen stumpfgrauen Glanz. Im Westen sinkt die Sonne. Eine große, rote Kugel steht sie über dem Horizont. In zerrissener, nur ganz leicht gewellter Linie hebt sich vor ihr das Land. Im weißlichen Gelb schimmern zahllose Sandbänke. In ein graues Grün sind bei diesem Lichte die Lagunininseln gehüllt. Ein paar Kirchtürme strecken in der Ferne ihre spitzen Nadeln empor. Barken mit großen, bunten Segelflügeln gleiten schwerfällig über die kaum bewegte Meeresfläche. Ganz hinten wölkt der Rauch eines Dampfers in schwarzem Keil das gelbüberrieselte Blaßblau des abendlichen Himmels.

Ein hügeliger Küstenstrich hat sich zwischen Meer und Schienenstrang geschoben. Nun ist der freie Ausblick gehemmt. Weiter rattert der Zug. Näher und näher geht es der Großstadt zu, deren Bewohner auf den jetzt häufig einander folgenden Vorortstationen rauchend und schwatzend die Wagenabteile füllen. Aber da hinter den grünen Felswänden rauscht das Meer. Es erzählt von der Einsamkeit und Oede einer einst blühenden Welt, von der Verlassenheit und versunkenen Pracht eines toten Landes. —

Auf Festung.

Erzählung von C. Voß.

Seele — mein Freund, der diesen Namen seiner treuherzigen Kameradschaftlichkeit verdankte —, ich und noch ein Dritter hatten eine kleine Feier in einer Kneipe der Stadt. Es war schon sehr spät am Abend, als wir das Lokal verließen. Ich stand bereits draußen auf der Straße und als ich nach meinen beiden Freunden blickte, sah ich, daß sie sich in der Wirtsstube mit dem Wirte heftig unterhielten; sie waren wegen der Bezahlung nicht einig und ebenso wie ich vom Alkohol erhitzt, so daß der Wortwechsel immer erregter wurde. Plötzlich gab der Wirt dem Dritten einen Stoß vor die Brust und der stieß wieder. Dann erhielt der Wirt Hilfe: im Nu waren Seele und der Dritte umringt. Dieser zog das Seitengewehr, aber die Uebermacht entriß es ihm, dann wurden beide zur Tür hinausgeworfen. Das Seitengewehr blieb im Besitz des Wirtes. Wir glaubten nun, nicht ohne die entrissene Waffe nach Haus gehen zu können und ich, da ich mich für den Stärksten und Nüchternsten hielt, wollte es holen. Man hatte die Tür verschlossen, da zerschlug ich sie, drang in die Stube ein und verlangte die Waffe. Im Nu war ich umringt. Ich stellte mich schnell in eine Ecke und traf einen der Angreifer, es war der Wirt selbst, mit dem Seitengewehr sehr schwer auf den Kopf. Dann schlug ich noch einige Male zu, bis ich am Tische stand, unter dem das Seitengewehr lag. Ich nahm es und gelangte nun ungehindert ins Freie.

Die Anklage lautete auf rechtwidrigen Waffengebrauch und Körperverletzung. In der Verhandlung vor dem Kriegsgericht konnten wir uns der Zeugen nicht erwehren und wurden verurteilt.

Vielleicht wird die Sache verständlicher, wenn ich eine Szene aus der Verhandlung anführe.

Der Verhandlungsleiter fragte mich: „Sie sind schon wegen Vergehen gegen die Person vorbestraft?"

„Jawohl. Wegen Beleidigung und wegen Körperverletzung."

„Sehr richtig! Wie war das doch gleich mit der Beleidigung?"

„Ich erhielt wegen Beleidigung der Polizeiverwaltung eine Geldstrafe."

„Sehr richtig! Und worin bestand die Beleidigung?"

„Ich hatte der Polizei nachweislich wahre Tatsachen in beleidigender Form vorgehalten."

„Sehr richtig! Bei welcher Gelegenheit geschah es doch gleich?"

„In einer öffentlichen Arbeiterversammlung."

„Sehr richtig!" Verständnisvolles Lächeln am Richtertisch.

„Und dann die Körperverletzung! Wie war es damit?"

„Ich hatte einem jungen Menschen zwei Ohrfeigen gegeben."

„Warum taten Sie denn das?"

„Der Mensch hatte älteren Leuten gegenüber sehr schofel gehandelt."

„Na, das ist doch Ansichtssache. Sonst war nichts Bemerkenswertes weiter dabei?"

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Nein!"

„Wurden Sie denn nicht gerade deswegen zu der hohen Strafe von zwei Monaten Gefängnis verurteilt, weil Streik war? Waren Sie nicht Streikposten und der von Ihnen Geschlagene Arbeitswilliger?"

„Ich habe das zwar auch immer geglaubt, aber ich wagte es nicht auszusprechen, weil das eine Beleidigung der Richter gewesen wäre."

„Meine Herren, der Angeklagte wollte dies gern vertuschen, ich glaubte aber seine alten Sünden hier erörtern zu müssen, damit Sie über ihn orientiert sind."

Die Herren waren nun allerdings genügend orientiert. Es reichte hin, um unsern Einwand der Notwehr zu verwerfen und mich zu verurteilen.

In der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag mußte ich die Reise nach der Festung antreten. Am anderen Morgen trafen wir in der kleinen schlesischen Stadt ein. Die Leute auf dem Bahnhofe kannten wohl derartige Transporte, denn manch scheuer Blick traf mich, als ich für das wenige Geld, das ich noch besaß, mir ein Frühstück im Wartesaal des Bahnhofs geben ließ. Manche traten dicht an mich heran und betrachteten mich genau, prüften meinen Gesichtsausdruck, um daraus zu erkunden, auf wie lange ich hinter der ihnen wohlbekannten Mauer verschwand. Ein kleiner Kellnerjunge brachte mir ein Glas Wein und sagte: „Trinken Sie noch einmal ein Glas, Sie werden sobald keins wieder bekommen." „Sie haben schlechte Ostern," sagte ein behäbiger Bürger, „auf wie lange, wenn ich fragen darf?" „Sie können sich in der Zeit einen Vollbart wachsen lassen," antwortete ich. Von der hintersten Ecke des Saales kam ein Mann mit zwei Jungen, die mich sehen wollten. Sie pflanzten sich vor uns hin und starrten mich einige Minuten lang an. Ich hatte noch einige Pfeffermünztabletten in der Tasche und bot sie den Jungen an. Der Mann ergriff erschreckt seine Buben und ging schleunigst davon, als wäre ich mit irgendeiner ansteckenden, bösen Krankheit behaftet.

Nach dem Gefängnis wählten wir einen abgelegenen Weg, an Villen vorbei, aus denen gerade jetzt die Leute zu den Kirchen gingen. Kurz vor dem Gefängnis sah ich noch andere Kirchgänger: eine Abteilung Gefangener, die von sechs Soldaten mit Karabinern begleitet wurde. Aus dem Schlitz im Kasten der Gewehre sahen die Patronen hervor.

Die Formalitäten bei der Aufnahme waren für mich recht einfach. Ich wurde in eine der gewöhnlichen Einzelzellen gebracht, wo ich den Tag über bleiben mußte. Ich brauche solche Zelle nicht erst zu beschreiben. Dunkel genug war sie. Nach einer Weile, wie lange wußte ich nicht, wurde die Tür aufgeschlossen. Unwillkürlich trat ich darauf zu, da blitzte mir ein Bajonett entgegen: „Zurück!" donnerte ein Kerl. Ich wich zurück und man brachte mir einen Napf mit Linsenbrei, das Mittagsessen. Am Abend wiederholte sich das Schauspiel. Wieder trat ein Mann mit gefälltem Bajonett vor die Tür, während ein anderer das Essen hereinbrachte. Ich wunderte mich einigermaßen über diese wie mir schien allzugroße Vorsicht. Später erkannte ich, daß dies alles zum Strafvollzug gehört, dessen Zweck es ist, den Gefangenen die feste Ueberzeugung von ihrer Ohnmacht beizubringen und diese Ohnmacht bei jeder, auch der einfachsten Gelegenheit zu demonstrieren.

Die Nacht verbrachte ich auf der harten Holzpritsche; eine Wolldecke zum Zudecken warf man mir, als es schon lange dunkel geworden war, herein. Natürlich konnte ich nicht schlafen, obwohl ich die vorhergehende Nacht so gut wie ganz durchgewacht hatte. Vergebens versuchte ich mir mit der Mütze und dem Rock ein weicheres Lager zu bereiten. Im Korridor klang fortwährend der harte Tritt der Wache; auch das störte meine Ruhe, denn ich mußte unwillkürlich die Schritte zählen. Schließlich konnte ich es nicht mehr anhören. Ich stand auf und klopfte an die Tür. „Posten!" rief ich. Es mochte etwas barsch geklungen haben.

„Was gibts?" tönte es barsch draußen.

„Willst Du nicht etwas leiser auftreten, damit ich schlafen kann?"

„Maul halten!"

„Ich kann aber nicht schlafen, wenn Du dort immerzu umherstolperst!"

„Ruhe da drinnen!" rief er gereizt.

„Ich verlange Ruhe!"

„Ich werde Sie melden!"

„Melde, aber promeniere weniger laut!"

Er ging fort und bald tönten laute, eilige Schritte, die zu mir kamen. Die Zelle ward aufgeschlossen, wieder ward erst das Bajonett hineingesteckt und dann kam ein älterer Sergeant. „Sie haben hier ruhig zu sein! Verstanden! Ganz ruhig!"

Er nahm mir die Decke fort und verschwand wieder. Der Posten aber trat nachher noch lauter auf als zuvor.

So ging die Nacht mit Wachen und Frieren hin.

Am anderen Morgen ward ich, wieder von einem Posten mit Bajonett, ins Geschäftszimmer gebracht. Die Personalien wurden aufgenommen. In ziemlich umständlicher Weise. Jedoch war mir das nicht unangenehm, denn ich konnte von dem Zimmer, das in einem oberen Stockwerk lag, ein gutes Stück von der Stadt sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Arabische Eßwarenhändler in Kairo. Heute noch sind Landwirtschaft und Handel die Hauptquellen des Massenerwerbs im Leben der orientalischen Völker. Hier herrschen noch die primitiven, veralteten Formen menschlicher Tätigkeit vor. Wie der ägyptische Bauer sein Land mit einem Pflug bearbeitet, dessen Erfindung Jahrtausende zurückdatiert, so hökert und feilscht der Stadtaraber heute durch die Straßen, wie seine Vorfahren aus längst vergangenen Zeiten. Der Straßenhandel bildet einen der prägnantesten Züge im orientalischen Stadtbild. Was auf kleinen Ziehwagen und Karren, auf Eselsrücken, in Pappschachteln, Kiepen und Körben an bunten Stoffen, Nippsachen, Früchten, Antiquitäten, Haushaltungsartikeln und allerlei Krimskrams feilgeboten wird, ist erstaunlich. Der Fremde hat einige Mühe, sich den Schwarm der Verkäufer vom Halse zu halten.

Die Eßwarenhändler bilden eine besondere Spezies in dieser Legion von Verkäufern. Wo ihr Schmorkessel über dem Feuer dampft, oder wo sie ihre Waren ausbreiten, sammelt sich gewöhnlich bald ein Kreis von Kunden um sie. Das Fehlen des klimatischen Zwanges erlaubt dem ärmeren Araber, den größten Teil seiner freien Zeit draußen zu verbringen. Er schläft und ißt meistens unter freiem Himmel. Seine Hauptnahrung besteht aus Weizenbrot, das aus dünnflüssigem Teig hergestellt wird und Omelettenform hat. Ein respektables Stück Zuckerrohr oder einige Rüben ergänzen eine solche Brotmahlzeit, deren Preis sich kaum auf einen kleinen Piaster (etwa 10 Pf.) beläuft. Erlaubt dem arabischen Proleten seine Kasse ein übriges, so hat er zwischen mancherlei Viktualien des Händlers die Wahl: In Sesamöl gebackene Pfannküchlein aus Bohnenmehl, gekochte Hülsenfrüchte, süße und saure Kamelsmilch, allerlei Sorten Käse, Konfitüren- und Zuckermehlteige, Früchte und Kaffee. Fleisch ist für ihn ein noch seltenerer Luxus als für den europäischen Proletarier. Dem Alkoholgenuß ist die Masse der Bevölkerung abgeneigt, wogegen dem Laster des Haschischrauchens reichlich gefrönt wird. Infolge des geringen Konsums an alkoholhaltigen Getränken hat der Araber nicht die allen südlichen Völkern eigene Vorliebe für Früchte und Süßigkeiten verloren. Die europäischen Zuckerwarenfabrikanten beuten diese Geschmacksneigung erfolgreich aus. In neuerer Zeit hat sich die Einfuhr von Bonbons aller Gattungen, die vielfach von zweifelhaftester Qualität sind, außerordentlich gehoben. Ein Eßwarenhändler, der etwas auf seinen Beruf hält, garniert seinen Tisch oder sein Wägelchen reichlich mit Bonbonbehältern.

Für den Gaumen des Europäers haben die Mundvorräte des Straßenhändlers gewöhnlich nichts Verlockendes. Es fehlt ihm selbst, wie seinen Produkten sehr an Sauberkeit. Seine Süßigkeiten locken Fliegen- und Mückenschwärme an, die er gelegentlich mit orientalischer Seelenruhe fortwedelt, oder auch sitzen läßt. Vielfach hat er die nach unseren Begriffen abscheuliche Unart, seine Erdbeeren, damit sie sich schöner präsentieren, abzulecken! Auch in der Kunst der Fälschung seiner Produkte leistet er sehr Erkleckliches. Die Fische, die man auf der Straße kauft, darf man bezüglich ihrer Frische nicht nach der Röte ihrer Kiemen beurteilen, denn diese Kiemen werden von den Händlern vielfach gefärbt. In Alexandrien beklagte sich das Publikum häufig über den starken Salzgehalt der Milch, was nicht weiter verwunderlich war, da die Verkäufer der letzteren einfach reichlich Meerwasser zusetzen! Auch hinsichtlich Maß und Gewicht haben die Krämer ein recht weites Gewissen. Ihre Behälter haben doppelte Böden, ihre Gewichte sind hohl; häufig bedienen sie sich bloßer Feldsteine zum Wiegen. Das Publikum kann zufrieden sein, wenn diese Steine wirklich — Steine sind!

Unsere Bilder zeigen zwei Szenen aus dem orientalischen Straßenleben, wie es sich in Konstantinopel abspielt. Da die Welt des Orients fast überall die gleiche ist, so dürften sie im wesentlichen auch für Kairo typisch sein.

h. t.

Türkische Brotverkäufer

Vor einem orientalischen Kaffeehaus.

Jäger und Jagden am Aiary. Obwohl Brasilien seit mehreren Jahrhunderten bekannt und seit Jahrzehnten besonders von den Deutschen als hervorragendes Ansiedlerland aufgesucht wird, so ist doch noch manches Gebiet dieser ungeheuren Republik in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Aber hier, wo so viele geographische und ethnographische Merkwürdigkeiten ihres Entdeckers und Erklärers harren, lichtet sich nach und nach das Dunkel, das über jenen gewaltigen Wäldern, den großen Strömen und weiten Flächen mit ethnologisch und ethnographisch merkwürdigen Völkerstämmen sich lagert. So hat durch eine Reise des Dr. Theodor Koch-Grünberg die Kenntnis eines der interessantesten Gebiete, nämlich der Nordwestecke Brasiliens, wo drei Staaten, Brasilien, Colombia und Venezuela zusammenstoßen, eine hervorragende Förderung gefunden. Theodor Koch durchreiste zum Teil gänzlich unbekannte Landschaften, stellte auf seinen Fahrten über den oberen Rio Negro und seine Nebenflüsse den Verlauf der einzelnen Flüsse und den nahen Zusammenhang der einzelnen Flußgebiete des Orinoko bezw. Guaviare, Rio Negro und Yapura fest, brachte ein reiches linguistisches Material, das über 40 zum Teil bisher unbekannte Sprachen und Dialekte umfaßt, zusammen, stellte die Gruppierung der Indianerstämme in vielen Punkten richtig und beobachtete die einzelnen Stämme bei ihren Arbeiten in Haus und Feld, bei Spiel und Tanz. Alles, was nun der Forschungsreisende auf seinen zweijährigen mühevollen Wanderungen erlebt und beobachtet hat, schildert er in einem mit vorzüglichen Bildern versehenen Buche (Verlag von Ernst Wasmuth, Berlin) „Zwei Jahre unter den Indianern". Ueberaus lebensvoll, lebendig und daher lesenswert ist die Schilderung des Verfassers über Jagden und Jäger am Aiary. Aus diesem höchst interessanten Kapitel sei im Auszuge einiges mitgeteilt.

Der Indianer Nordwest-Brasiliens betreibt neben der Fischerei hauptsächlich die Jagd, für die er ausgezeichnete Anlagen besitzt. Die Hauptjagdwaffe für Vögel und kleinere Vierfüßler, besonders solche, die sich auf Bäumen bewegen, ist das Blasrohr. Die Stämme des Icana und seiner Zuflüsse gebrauchen ein Blasrohr, das in der Hauptsache aus zwei Teilen besteht und auf folgende Weise hergestellt wird. Ein 2,80 bis 3 Meter langes Rohr aus Arundinaria, deren Halm vom Wurzelstock aus vier und mehr Meter kerzengrade und ohne Knoten aufsteigt, bevor er Aestchen ansetzt, trocknet man vorsichtig, damit es sich nicht verzieht, am Feuer und in der Sonne. Um das zylindrische, innen und außen vollständig glatte Rohr vor Beschädigungen zu schützen, wird es auf der Außenseite leicht mit schwarzem Wachs bestrichen, mit feinen Baststreifen umwickelt und der ganzen Länge nach in das Stämmchen einer Paxiuba-Palme geschoben, aus dem man das Mark entfernt hat. Beide Teile müssen genau ineinander passen und werden durch die Bastumwicklung wohl gedichtet. Damit das Futteral nicht aufplatzt, wird am oberen Ende ein Ring leicht eingekerbt und mit Faserschnur umwickelt. Das 6 bis 8 Zentimeter lange Mundstück, das am unteren Ende aufgesetzt wird, ist aus rotem Holz verfertigt und hat etwa die Form eines abgestumpften Kegels. Diese Art Blasrohr hat in der ganzen Länge den gleichen Durchmesser, etwa 2½ Zentimeter und ein Kaliber von 11 bis 13 Millimeter. Die Oeffnung des Mundstückes hat einen Durchmesser von 3 bis 4 Zentimeter. Als Visier werden 80 bis 90 Zentimeter vom Mundstück entfernt entweder ein einfacher Wulst aus schwarzem Wachs oder zwei Schneidezähne eines Nagetieres, Capivara, Paca, Aguti, dicht nebeneinander mittels desselben Materials aufgeklebt. Neben diesem Blasrohr ist noch ein anderes im Gebrauch, das von dieser gewöhnlichen Art nicht unerheblich abweicht. Statt des ausgehöhlten Paxiuba-Stämmchens dient als Rohrfutteral das junge Stämmchen eines gewissen Baumes, das der Länge nach in zwei gleiche Hälften gespalten wird. Aus jeder Hälfte wird eine glatte Längsrinne derartig herausgeschabt, daß beide Teile, um das Rohr gelegt, dieses vollständig umschließen. Das Ganze wird mit schwarzem Wachs überstrichen und mit dunkelbraunen, glänzenden Rindenstreifen in etwas übereinander liegenden Spiralen umwickelt. Die Arundinaria, deren Halm den Hauptbestandteil dieser Blasrohre bildet, kommt nur in bestimmten Gegenden vor, und die Indianer machen öfters weite Reisen, um sich diese wichtigen Halme zu verschaffen. Die Stämme am Aiary gebrauchen auch Köcher, die an Stelle des feineren Geflechtes bis zum oberen Rande mit Pech überzogen sind. Die im Querschnitt gewöhnlich viereckigen Giftpfeilchen, deren ein Köcher bis zu 10 und mehr Stück birgt, sind in der Regel aus schwarzem, schweren Palmholz, selten aus weißem, leichteren Holz verfertigt und von der Dicke einer starken Stricknadel. Sie haben eine Länge von etwa 40 Zentimetern und laufen an dem einen Ende in eine feine Spitze aus, die etwa 4 Zentimeter lang mit Gift bestrichen wird und oberhalb dieser Stelle einen leichten ringförmigen Einschnitt trägt. Um das andere Ende ist mit einem dünnen Faden ein Büschel leichter Samaumaseide spindelförmig gewickelt, das die Höhlung des Rohres genau ausfüllt und dadurch dem Hauch des Jägers genügenden Widerstand entgegensetzt.

Damit nun diese Giftpfeilchen im Köcher einen festen Halt haben und ihre Spitzen nicht am Boden zerstoßen, stecken sie in einem Knäuel gelber Bastfasern. Die Pechschicht, die den unteren Teil des Köchers bedeckt, soll verhüten, daß die vergifteten Spitzen der Pfeilchen durch das Geflecht dringen und den Träger selbst verletzen.

j. w.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.